

Die große Idee.

(Humoreske von C. Walle, Schweiz.)

"Du, ich habe eine großartige Idee!" Mit diesen Worten wendete meine Frau, von einem mehrstündigen Ausgange zurückkehrend, zur Türe herein. Ich suchte nach einem Stuhle, um mich rasch zu setzen — man kann nicht vorsichtig genug sein — denn die großen Ideen meiner Frau wirken oft erschütternd. Sie blieb drei Schritte vor mir stehen, spannte beide Arme waagrecht aus und fragte: "Siehst du mir nichts an? — Wie sehe ich aus?" Ich fand nichts Besonderes an ihr. "Wie du aussiehst? Reizend, wie immer," versetzte ich galant. "Nein — wider werde ich!" rief sie. "Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde wider — ist das nicht schrecklich?" Als ich nicht gleich Antwort fand, setzte sie resolut hinzu: "Ich muß unbedingt eine Entfettungskur machen."

"Ja, bist du denn krank?" fragte ich besorgt. "Noch bin ich's nicht; aber wenn ich wider werde, werde ich auch krank, das ist bombastischer!" "Und davor kann dich nur forciertes Bootfahren schützen, meinst du?" "Jawohl!" sagte sie im Brustton der Ueberzeugung. "Also gut," rief ich resigniert. "Du sollst einen Motor haben! Natürlich, ich kann dich doch nicht sterben lassen wegen ein paar usw. — Aber das sage ich dir, — ich stund auf, hart vor sie hin und hänge mit dem Zeigefinger jedem meiner Worte ein Gewicht an, ich bin prinzipiell gegen diesen Motor und wenn die Sache schief geht, so komme —"

Ich schöpfte frohgelant die Suppe und während sie sich "ein wenig umso", stopfte ich mich tüchtig an, denn ich gedachte eine tüchtige Seereise zu machen. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit erschien meine Frau wieder, zur Feier des Tages festlich herausgeputzt und setzte sich samt Hut und Federbusch zu Tische. Sie hatte richtiges Reifezierer und nahm nur ein paar Löffel Suppe zu sich. "Ich habe wahrhaftig noch keinen Appetit," entschuldigte sie sich, "weil ich habe ziemlich viel gefrühstückt." Und ich dachte: "Ja, auf diese Art mag die Motorfahrt schon Wirkung haben — wenigstens um die Taille." Laut sagt ich: "Also dann auf und die Anker gelichtet!" "Jawohl, alle Mann an Bord!" rief meine Frau und drängte feilenvergünstigt zum Haus hinaus und zu unserer Gondelplatz hinunter. Dort bewunderte sie gebührend den so heiligenwünschten und fand den schwarzen, länglichen Zylinder wunderhübsch. Wir setzten uns in die Gondel, und ich stellte Gas und Zündung ein. "Wird er auch gehen?" fragte meine Frau etwas zögernd. "Hoffentlich!" erwiderte ich. Und dann voll Bösheit: "Was ist's jetzt mit deinem Rod?" Sie sah über sich her und dann erkaunte mich an: "Wieso mit meinem Rod?" "Na, ja, ich meine — ist er dir noch eng um die Taille? — Es ist ja nur, um die Wirkung zu konstatieren."

Mit einiger Mühe brachte ich den Motor wieder zum Gehen, steuerte aber gehorham herum gegen das Ufer zu. So fuhren wir wieder eine halbe Stunde dahin. Meine Frau machte schon ein sehr unglückliches Gesicht, und ich überlegte eben, ob ich sie nicht doch erlösen sollte, als mir der Motor wieder zuvorkam — er setzte wieder aus. "Gott sei dank!" rief sie mit einem Seufzer der Erleichterung und dann bat sie eindringlich: "Bitte, bitte, laß den unseligen Motor stehen und ruderere." "Aber Schatz, ist dir die Motorfahrt wirklich so sehr verleidet?" "Juristisch!" Und ich voll Bösheit: "Aber es gibt kaum etwas Besseres gegen Korpulenz." "Und so beläme ich die Schwindel sucht. Ich bin schon ganz fessant." Sie sah allerdings fast so aus und da ließ ich ab von weiteren Quälereien, setzte die Ruder ein und hielt heimzu. "Es war eigentlich doch ein Unsinns," sagte meine Frau nach einer Weile. "Was war ein Unsinns?" "Nun, daß du diesen Motor gekauft hast." — "Aber —" "Gewiß, ein Unsinns! Wir sind ja nicht so oft auf dem See, und Eile haben wir dann erst recht nicht." "Ja, aber —" "Es ist wirklich schade um das schöne Geld, 500 Franken! Und der Benzin ist ja auch noch so teuer." "Das habe ich ja vorher —" "Das hättest du dir überlegen sollen vorher, jawohl!" "Aber ich habe doch —" "Er ist ja auch nichts wert, er versagte ja alle Augenblicke, und das ist eigentlich noch kein Gutes, denn dieses Gelnatter — das hättest du wissen müssen, daß das meine Nerven — um Gotteswillen! was willst du tun?" unterbrach sie sich plötzlich selbst mit entsetztem Aufschrei. Nachdem ich nämlich gar nicht zu Worte hatte kommen können, war ich auch auf eine großartige Idee verfallen. Ich hatte mitten in ihrer Rede die Ruder sinken lassen und mich umgedreht, um den Motor wieder angurtern. Nun wendete ich, die Kurbel noch in der Hand, den Blick ihr zu und sagte allen Ernstes: "Was ich tun will? — Wenn du noch ein einziges derartiges Wort sagst, den Motor anlassen und bis zur Dunkelheit auf dem See herumrattern." "Nein, nein, nein! — Bitte, bitte, nicht!" flehte sie mit Händen, Mund und Augen so eindringlich, daß ich fühlte, der Motor war für sie wirklich das reinste Schreckgespenst. Ich setzte mich wieder ihr gegenüber auf die Ruderbank und frug mit strenger Miene: "Wer ist die alleinige Ursache, daß dieser schwarze Räder an unserem Boote hängt — wer hat mit aller Gewalt einen Motor haben wollen?" "Ich." — "Du ganz allein?" — "Ja — ich allein." Das kam so zaghaft leise und sie machte dabei ein so rührendes Armesindergeschichtchen, daß meiner Rede jede Bitterkeit fehlte, als ich nun sagte: "Also gut, merke dir das jetzt aber auch, bitte!" Als sie mich hierauf nur flehend anblinzelte, ergriff ich wieder die Ruder und wir fuhren wortlos heim. Kaum daß meine Frau wieder auf festem Boden stand, erklärte sie: "So, aber ich fahre nie mehr mit diesem Motor." "Schön!" machte ich latonisch und bat sie, nur vorauszugehen, ich hätte noch den Motor unterzubringen und komme dann nach. Etwas durstig, aber sonst fröhlich, stes Luane ging ich in das nahegelegene Gasthaus, um eine Flasche Bier zu trinken und den Hausknecht zu bitten, mir beim Abmontieren und Unterbringen des Motors behilflich zu sein. Ich wollte ihn nachtsüber nicht am Boote lassen und erst Morgen seinem Eigentümer zurückstellen — er hatte ja nun seine Schuldigkeit vollaus getan. Als ich eine Stunde später heimkam, fand ich meine Frau in Tränen und da wollte gleich Mittel in mir auf: "Aber wo fehl's denn, Herzchen, hm?" — "Ach — es ist — es ist doch schade — um das Geld." "Ach, wegen den paar Rappen!" machte ich leichtthin und dachte an den verbrauchten Benzin und das kleine Trinkgeld, das ich dem Hausknecht gegeben. Meine Frau machte meine Worte aber wohl für Spott halten, sie blinzelte empor und als sie mich lächelnd dastehen sah, frug sie erkaunt: "Ja, machst du dir gar nichts daraus?" "Nein, wirklich nichts," sagte ich dann — ich konnte sie nicht länger leiden lassen — erzählte ich ihr den ganzen Sachverhalt. "Siehst du," sagte ich zum Schluß, "und weil ich um deine große Idee so glücklich herumgeronnen bin, so ruderer heute Abend nach Bad-Horn hinüber und leisten uns dort ein feines Nachtmahl. Einverstanden, nicht wahr?" Da stand meine liebe Frau auf, schlang ihre Arme um meinen Hals und rief: "O du bist doch ein großartiger Mann!" Und das sagt sie nur, wenn sie recht zufrieden mit mir ist.

Der Kunde. Einmal von Marvard. Durch die sintende Winternacht stampft die Kompagnie vorwärts. Dampf und stumps kling ihr Schritt in die endlose Einöde hinaus, durch die die Straße wie ein schlammiges, schwarzes Band hinzieht. Im eintönigen Marschschritt gehen die Männer dahin, schon seit zehn Stunden, immer durch zerstörte Dörfer und meilenweite Einsamkeit. Die Kassen leuchten ihnen mit der Brandfadel voran. Links vom Wege lösen sich Mauern aus der nachgrauen Einförmigkeit der Ebene. Ein Haus — oder das, was ein Haus gewesen ist. In den Sparren des ausgebrannten Dachstuhls winkelt der Wind — oder ist es etwas anderes? Mensch? Tier? Der Feldwibel Freese nimmt die Mann, und mit schubbereiten Büchsen zweigen sie ab. Keine Seele regt sich in der verlassenen Heimstatt. Die Flammen haben das Haus leergefressen. Wüste Trümmer bedecken den Hof, zerschlagener Hausrat und Lumpen. Vom Düngerhaufen glöht mit glasigen, leertigen Augen der abgeschnittene Kopf einer Kuh. Es sieht aus, als ob das Tier so aus dem Boden herauswüchse. Quer vor der Haustür liegt der Leichnam einer Frau, von Säbelhieben zerstückt. Da winkelt es wieder, und wie sie unterstehen, finden sie einen struppigen Hund zwischen den Trümmern, zitternd, mit geschmetterter Pfote. Einer hebt die Büchse. "So, armes Luder!" — Ein anderer hält ihn zurück. "Wart a wing, Karle, er will erst noch amal fressen!" Aus den Beuteln kommen die Brotkrumen zum Vorschein — das ausgehungerte Tier schlingt mit fliegenden Flanken und klopfendem Schwanz. Und den Männern kommt es nicht unfähig vor, daß der Hund, den in der nächsten Minute die Gnadentugel treffen soll, sich an der Nation fättigt, die sie selber morgen vielleicht bitter entbehren werden. Freese wartet gutmütig eine Weile, bis er sagt: "Jetzt ist's genug. Wir müssen weiter." Ein kurzer Knall. Der Hund fällt schlaf und regungslos zur Seite. Nun kommt etwas zum Vorschein, was er mit seinem Leibe bedeckt hat. Ein atmendes Bündel. "Jezes Maria!" Die fünf Männer sehen sich ratlos an. Ein feines, wimmerndes Weinen hebt an. Aus einer heiseren, verschmachteten, kleinen Kehle. "Was soll man denn nun in Gottes Welt mit dem machen?" Sie sind alle verheiratet, die Landsturmmänner, und wie sie nun auf den Säugling heraberschauen, denkt jeder an sein eigenes Nest voller Kleiner daheim — daheim, wo es warm und sicher ist, und wo nicht der bittere Wind über die polnische Einöde streicht. Das Kind verstummt wieder. Es ist schon so schwach, daß es kaum noch wimmern kann. Die Wärme des Hundepers hat es vor der Kälte geschützt, aber nicht vor dem Hunger. Der Feldwibel geht, mit unschlüssigen Worten Bericht zu erstatten. "Ein ausgebranntes Haus — der Leichnam einer Frau — und ein kleines Kind, noch lebend — sechs Monate vielleicht!" Ueber des Hauptmanns Gesicht läuft ein unruhiges Zucken. Er steht an der Kompagnie entlang. Zweihundertfünfzig Männer, obdachlos in der verheereten Nacht — eine harte Brotstunde im Beutel — der und jener noch einen Schluck kalten Kaffee oder Tee in der Flasche — vor sich einen mühseligen Marsch, gegen Schnee und Wind erkämpft, Stundenlang, vielleicht auch tagelang. Fast zornig zuckt er die Achseln. "Mönnen uns nicht aufhalten". Im dumpfen Tritt rückt die Kompagnie weiter. Einer breitet im Abgehen noch den Felsen einen Pferdebede über das Kind. Schweigend, das Kind in den Manteltragen gezogen, reitet der Hauptmann neben seinen Leuten her. Der Feldwibel Freese ist in seiner Nähe. Mit dem Jängt er ein Gespräch an. "Na, da born haben wir Pawelonta. Sind Sie eigentlich verheiratet, Feldwibel?" "Jawohl, Herr Hauptmann." "Und haben auch Kinder?" "Ein kleines Mädel, Herr Hauptmann. Zum Fröhling wird es ein Jahr." Und nun ist das Gespräch aus, und sie brechen beide wieder nach rückwärts — bis der Hauptmann in ausbrechendem Grimme sagt: "Wenn Gott im Himmel es ansehen kann, dann müssen wir es eben auch ansehen können!" Nach einer halben Stunde sind sie in Pawelonta. Es ist nur noch der armselige Rest eines Dorfes, von der Wehrzahl der Häuser liegt qualmüberweht in Schutz; ein paar Koten nur stehen noch. Die Kompagnie stürzt hinein. Wer zuerst kommt, kann sich auf der Diele ausbreiten, zum mindesten noch hinauf. Der größere Teil der Kompagnie ist bei dem Kennen um das Dach über dem Kopf feutzur gekommen. Die Männer lampieren draußen zwischen den Mauerresten, auf Stroh ausgefretet.

Sie nehmen sich dafür wenigstens Zeit, über den glimmenden Balken ihren Kaffee zu wärmen. Auch der Hauptmann sitzt mit draußen. Er hat sich nach einem Blick in die schmutzflarrenden Gesuchten eine Strohhütte in einen geschützten Winkel tragen lassen. Die Ellbogen aufgelegt, hängt er seinen Gedanken nach. Da geht einer an ihm vorüber — der Feldwibel Freese. Er schaut die Straße entlang, die die Kompagnie eben gekommen ist. "Was gibst's, Feldwibel?" "Herr Hauptmann, ich hab' vorhin, als wir das Haus da hinten unterzucht, meinen Nischfänger verloren. Den möchte ich mir holen." Der Hauptmann sieht ihm scharf in das dienlich feine Gesicht und sagt langsam: "Hm und zurück anderthalb Stunden? Ist er das wert?" "Jawohl, Herr Hauptmann." Und mit trütem Schritt, nicht wie einer, der elf Stunden Marsch hinter sich hat, geht Freese durch den klingenden Wind, durch die nebelglaue Nacht. In seinem Gesicht ist ein Wetterleuchten, als spreche er innerlich zornig mit irgendeinem, als habe er einen Widerjäger vor sich. "Soll es vielleicht verhungern — oder vom Raubzug bei lebendigem Leibe zerstückt werden?" Er denkt an sein eigenes Mädellein daheim und schüttelt sich und rennt schneller. "Dem Hunde haben wir den Gnadenschuß gegeben! Dem Hunde — ja! Was soll's nicht kümmern, was die frommen Bosen zetern! Aber vielleicht ist es schon tot! — Wenn es doch schon tot wäre!" Kurz vor dem Hofe huscht ein Schatten an ihm vorüber, lautlos in die Dunkelheit tauchend; gestaltlos in dem kaum sichtbaren Dahingleiten. Nur phosphorgrüne Augen haben für eine Sekunde den Mann angelehen. Und nun hört er auch wieder das heisere Wimmern. Der Kuhkopf mit seinen ausgequollen, bläulich verglasten Augen stiert vom Dungehaufen herunter. Der Wind hat den Schnee zwischen den Hörnern zusammengeweht, als ob die Kuh ein Häubchen auf hätte — es sieht aus wie ein greulicher Spott und Spul. Freese schüttelt die bedräuete Pferdebede ab, hebt das jammernde, kleine Wesen auf und steckt es sich zwischen Rod und Mantel. Die Wärme seines erhitzen Körpers fließt in das fremde Geschöpf über, das so federwinzig ist — und doch so schwer. Der Tee, den er an dem Gluthausen von Pawelonta heiß gemacht hat, ist noch warm in der Feldflasche. Er flößt dem Kinde davon ein und lächelt leinade, als es ledgend schluckt und schluckt. Aber das Lächeln erlischt, als er daran denkt, daß die Kompagnie weiter muß, daß auf dem Hofe nichts zurückbleibt als Einsamkeit, Verwüstung, Kälte, Hunger und das heimlich schneidende Tier mit den phosphorgrünen Augen, das in irgendeinem Winkel sich duckt und lauert. — Und wie der Feldwibel Freese den Gedanken ausgeguckt hat, legt er seine Hände über den Kopf des Kindes, daß die harten, eisernen Handflächen gerade auf die zerbrechlichen Schläfen fallen. Und nun — mit einem Druck würde es getan sein — die kleinen Anhöckchen würden knirschen — und alle Qual wäre vorüber. Aber es geht nicht. Dem Manne, der die heulenden Feinde wie Wölfe mit dem Halben zusammenschlagen hat, kriecht der eiskalte Schauer über den Rücken vor dieser einen Tat, die doch nur hilflose Not enden soll. In stummer Verzweiflung sieht er auf das Mädellein nieder. Das Kind wendet langsam das Köpfchen herüber — lächelt, leise und zufrieden, wie Kinder im Einschlafen lächeln — und streckt sich in dieser letzten Minute der Geborgenheit in fremden Armen frei von Kampf und Schmerz. Ein graues Grinsen geht über das kleine Gesicht. Mit flodendem Herzschlag beugt sich der Feldwibel vor — horcht und harrt — auf einen Atemzug, der nicht mehr kommt. Still und unmerklich ist das Kämpchen erloschen. Die eisernen Hände über den zerbrechlichen Schläfen lösen sich. Lange sieht der Mann regungslos. Der winzige Leichnam wird schnell kalt. Im Brandkutt raucht etwas — der Schatten mit den grünen Augen gleitet zwischen den Trümmern ocher. Freese trägt das tote Kind zu der Leiche der Mutter und legt es ihr in den Arm. Er entblößt das Haupt, demütig die Stülen grüßend, die er verlassen muß. Aber ein rofenrotes, fröhliches Englein wird mit ihm gehen und spielend die Kugeln beiseite blasen, die auf sein Herz gerichtet sind. Nach einer Stunde ist er wieder bei der Kompagnie. Der Hauptmann liegt noch immer wach auf seinem Strohhübel und fragt, als Freese vorübergeht, mit einem nervösen Lachen: "Na, Feldwibel, weint das kleine Wurm noch?" "Nein, Herr Hauptmann, es weint nicht mehr." Der Feldwibel streckt sich auf dem Stroh aus, legt den Arm über das Gesicht und ruhet sich nicht, bis im ersten Morgengrauen die Kompagnie weiterstampft.